

BLÄTTER

aus dem

MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

September 1998

Alice Schwarz-Gardos

Israel-Tage in Rostock

Eindrücke eines Besuchs

Man kann nicht umhin sich zu fragen, wie sie es aufgenommen hätten, die beiden, denen ein Teil des Programms der Israel-Woche im Max-Samuel-Haus zu Rostock galt - Arnold Zweig und Else Lasker-Schüler. Sie hätten sich gewiß gefreut, denn beide brauchten Aufmerksamkeit, Liebe und Publikumszuwendung. Sie hätten es vielleicht als Ironie des Schicksals empfunden, daß ihre so verschiedenen literarischen Persönlichkeiten unter einen Hut gebracht wurden, weil sie ein ähnliches - und doch auch wieder grundverschiedenes Schicksal hatten.

Beide waren berühmt, als sie aus Deutschland vertrieben wurden, dessen Sprache und Kultur sie wie so viele deutsche Juden verinnerlicht hatten. Beide wurden in ihrer großen Liebe zu Deutschland enttäuscht und konnten sich dennoch weder von der Sprache noch der Kultur freimachen. Beide hatten sich ein Idealbild des „Hebräerlandes“ aufgebaut, dem jetzt die Wirklichkeit nicht gerecht werden konnte; und beide werden jetzt hochgelobt und zu Kultfiguren der „Exilliteratur“ hinaufstilisiert. Aber sonst hatte die etwas zerfahrene und zerstobene, exzentrische und geniale Lyrikerin und Dramatikerin mit dem gemächlich erzählenden, großspurigen, bildungsbürgerlichen Epiker wenig außer der Sprache gemeinsam. Auch ihr Ende war ungleich: Else starb relativ vereinsamt in Jerusalem, Arnold Zweig war in der alt-neuen Heimat institutionalisiert und zur nationalen DDR-Ikone gemacht worden. Er wurde dem-

entsprechend aufwendig in Berlin betrauert und mit Pomp begraben. Heute treffen sie sich wieder im Akademischen, denn da sind sie jetzt vor allem zu Hause: Im Gedenken, auf Erinnerungsaltdären, in feierlichen Veranstaltungen, in hochgelehrten Würdigungen, akribischen Untersuchungen, vielleicht auch in aufwendigen, nicht unbedingt auch viel gelesenen Gesamtauflagen. Aber hier, in Rostock, gedachte man ihrer beider, in einem Wochenendseminar der Universität Rostock und des Max-Samuel-Hauses.

„Deutsch-jüdische Schriftsteller und ihr Verhältnis zu Palästina/Israel - Am Beispiel von Arnold Zweig und Else Lasker-Schüler“ lautete das Thema, und für den israelischen Gast, der als „Zeitzeuge“ angereist war, schien die Beschäftigung mit der Materie in dieser deutschen, von Israel durch Welten getrennten Mittelstadt schon an sich bedeutsam.

Rostock - eine mittlere Stadt in der Provinz nach deutschen Begriffen, der Einwohnerzahl nach nicht viel kleiner als Tel Aviv. Laut Assoziationen in jüdischen Kreisen ist schon die Nennung des Namens nicht unproblematisch angesichts gewisser Ausländerattacken der letzten Jahre. Bei der persönlichen Begegnung entpuppt es sich als ein neuerlich wieder wohlgepflegter Ort von überraschender Schönheit und Stille, atmosphärisch den Buddenbrooks weit näher als seiner DDR-Vergangenheit. Trotz Plattenbauten und Klagen über hohe Arbeitslosigkeit

wirkt es auf den zugereisten Fremden wohlbestallt, mit seinen Giebelhäusern, Klinkersteinkirchen, der freundlichen Fußgängerzone, innerdeutschen Touristenschwärmen, der nahen Ostsee und dem Möwenumflogenen Warnemünde. Und hier nun, im Norden Deutschlands, im Land der langen, aber innerlich und äußerlich eher kühlen Sommertage und nicht enden wollenden Abend-Dämmerungen, wo die Jugend genauso Rock-begeistert ist und die Alten abends genauso vor dem Fernseher hocken wie die Bürger in aller Welt, interessiert sich ein kleiner, aber engagierter Kreis für Israel. Und zwar intensiv! Es gibt Rostocker, die sich für das Kolloquium „Fünzig Jahre Israel - Perspektiven des jüdischen Staates“ der Universität Rostock und des Max-Samuel-Hauses Zeit nahmen, für das Seminar um die beiden genannten Dichter, für Buchlesungen israelischer Autoren - darunter auch von Roman Frister, der aus seinen erschütternden Auschwitz-Erinnerungen las. Oder für jüdische Musik des Mittelalters, vorgetragen von Jalda Rebling und ihrer Gruppe. Und es gibt auch wieder eine kleine jüdische Gemeinde, 200 Seelen stark, davon die meisten aus der ehemaligen Sowjetunion, die mit Israel einiges, mit Arnold und Else wohl schon aus

Sprachkenntnis überhaupt nichts am Hut haben. Welch ein Abenteuer!

Zu den Themen sprachen nicht nur Honoratioren und Universitätsprofessoren, im Seminar Zweig/Lasker-Schüler kamen auch Studentinnen mit Kurzreferaten von erstaunlicher Reife und Intensität der Befassung mit dem Thema zu Wort. Und in dem Seminar „Multikulturelle Vielfalt“ sprachen auch Gäste aus Israel, ein Journalist, ein Araber, der Kultusbeauftragte der Gemeinde Rostock, deutsche Studenten, und schließlich Israels wortgewandte Generalkonsulin in Berlin, Myriam Shomradt. Ein abgerundetes und umfassendes Ereignis mit vielen Facetten, das, wenn auch nicht in die Publikums-Breite, so doch in die Tiefe und in die Dimensionen von Zeit und Vergangenheit griff. Ein Beitrag zu einem Dialog von Deutschen und Juden/Israelis, und nicht nur für Jekkes, „Menschen, die“ (nach einem berühmten Ausspruch von Dr. Herbert Freedman) angeblich „in einer Vergangenheit leben, die niemals eine Zukunft hatte“.

Alice Schwarz-Gardos, Chefredakteurin der Tageszeitung ISRAEL NACHRICHTEN Tel Aviv, schrieb diesen Beitrag exklusiv für die BLÄTTER.

Interdisziplinäre Bereicherung

Im Mittelpunkt der Referate und Diskussionen zum Thema „Deutsch-jüdische Schriftsteller und ihr Verhältnis zu Palästina /Israel“ standen Leben und Werk von Else Lasker-Schüler und Arnold Zweig. Geleitet wurde das Seminar von Frank Schröder (Max-Samuel-Haus) und Dr. Hella Ehlers (Institut für Germanistik an der Universität Rostock). Die Zusammenarbeit der beiden Institutionen in dieser Weise stellt ein Novum dar, das hoffentlich zu weiteren Aktionen in gemeinschaftlicher Arbeit führen wird. Die Auswahl der Vortragsthemen und Referenten erwies sich als eine interdisziplinäre Bereicherung, die zweifelsohne als nachahmenswert bezeichnet werden kann. Die Teilnehmer des Seminars waren hauptsächlich Referenten, und ein größeres Publikum wäre sicher wünschenswert gewesen. Dieser Umstand konnte allerdings die Begeisterung am Semi-

nar nicht beeinträchtigen, bildeten doch die Anwesenden eine interessante Mischung aus Historikern, Kulturwissenschaftlern, Germanisten, Journalisten und angehenden Germanisten, bereichert durch eine kleine, aber interessierte Zuhörerschaft aus der kulturellen Öffentlichkeit.

Am Samstag lag der Schwerpunkt der Referate auf dem geschichtlichen Aspekt. Dr. Bernhard Vogt (Moses-Mendelssohn-Zentrum Potsdam) gab als Einstieg einen anschaulichen Überblick zu Wurzeln und Ausprägungen des Zionismus. Der zweite umfassende Vortrag wurde von Dr. Willi Jasper (ebenfalls Moses-Mendelssohn-Zentrum) zum Thema „Juden, jüdisches Selbstverständnis und Antisemitismus in der Weimarer Republik“ gehalten. Dabei gab es Anregungen zum Verständnis der geistigen Emanzipation. Am Nachmittag sprach die faszinierende

Schriftstellerin und Journalistin Alice Schwarz-Gardos aus Tel Aviv, die 1940 aus Wien nach Palästina emigrierte, über persönliche Erfahrungen mit Arnold Zweig. Angeregt durch die entspannte Gesprächsatmosphäre zog Frank Schröder seinen für Sonntag geplanten Vortrag über Arnold Zweigs Studienjahre in Rostock vor.

Die Beiträge am Sonntag waren durchweg der Literatur gewidmet. Prof. Dr. Hans-Harald Müller (Universität Hamburg) sprach über die wichtigsten Stationen der Auseinandersetzung Arnold Zweigs mit dem Zionismus. Dr. Hella Ehlers referierte über die poetische Auflösung der Idee vom Judenstaat bei Else Lasker-Schüler.

Die Hauptreferate beider Tage wurden ergänzt durch studentische Beiträge von Manuela Qualmann (Zionismusgedanke in frühen Texten Arnold Zweigs), Kathrin Chlubek (Erfahrungen Else Lasker-Schülers mit dem Antisemitismus), Dörte Baudach (Erfahrung und Utopie in Lasker-Schülers „Hebräerland“) und Susanne Merz (Korrespondenz von Lasker-Schüler aus Jerusalem).

Dörte Baudach

Öffentlicher Auftritt

Als ich mich im Sommersemester 1998 am Institut für Germanistik für das Hauptseminar „Deutsch-jüdische Schriftsteller am Beginn des 20. Jahrhunderts“ einschrieb, wußte ich schon, worauf ich mich da einlasse: Höhepunkt dieser Veranstaltung sollte ein mit dem Max-Samuel-Haus gestaltetes Wochenendseminar sein. Das bedeutet: erstmalig über die Grenzen der Universität hinaus mit einer wissenschaftlichen Arbeit an die Öffentlichkeit treten.

Im Verlauf des Seminars wurden Identifikationsprobleme deutsch-jüdischer Schriftsteller der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts und ihre Einstellung zu Assimilation und Zionismus sowie Antisemitismus besprochen. (Die Beiträge für das Wochenendseminar sind dann individuell mit Hilfe von Konsultationen ausgearbeitet worden.) Ich beschloß, mich mit der Arbeit zum Thema „Der Zionismusgedanke in frühen Texten Arnold Zweigs“ zu beschäftigen. Dafür habe ich die Erzählung „Quartettsatz von Schönberg“ als Demonstrationstext gewählt. Ich trat als erste von seiten

der Germanistikstudenten ans Rednerpult und wollte natürlich eine gute Grundlage schaffen, um meinen Mitstreiterinnen etwas von der Nervosität zu nehmen, die mich jetzt befiel: kalte Hände, das Gefühl, die Stimme würde versagen und Angst vor Fragen meiner Zuhörer. Alles lief wie in einem Film. Ich mußte nur darauf achten, nicht in der Zeile zu verrutschen, da meine Hände unerträglich zitterten. Und dann bemerkte ich das Interesse meiner Zuhörer, die Neugierde. Obwohl unter den Anwesenden bessere Kenner Arnold Zweigs und seiner Werke waren, fanden sie Interesse und Anerkennung für die Arbeit einer *Studentin*, was über jede Note und jeden Leistungsschein weit hinausgeht.

Manuela Qualmann

Praktische Erprobung

Die Möglichkeit, im Rahmen des Wochenendseminars mit eigenen wissenschaftlichen Versuchen an die Öffentlichkeit zu treten, war für uns Studierende eine durchweg positive Erfahrung. Es war für die meisten von uns die erste Gelegenheit, das im Laufe des Studiums Erlernte und Erlesene praktisch umzusetzen und anzuwenden. Darüber hinaus ermöglichte der interdisziplinäre, überuniversitäre Charakter dieses Seminars eine Horizonterweiterung und die Durchbrechung gewohnter Arbeitsmuster. Als besonders angenehme Erfahrung ist die Egalisierung althergebrachter Hierarchien hervorzuheben. Von angesehenen Wissenschaftlern gehört und als Gesprächspartner akzeptiert zu werden, ist zweifellos eine außergewöhnliche Bereicherung.

Es ist sehr bedauerlich, daß Veranstaltungen dieser Art bisher nur aufgrund vereinzelter Privatinitiativen stattfinden. Eine breitere Praxisanbindung der geisteswissenschaftlichen Studienfächer wäre nicht nur wünschenswert, sondern auch dringend erforderlich. Da diese Anbindung jedoch von offizieller Seite nicht ausreichend gefordert und gefördert wird, ist zu hoffen, daß Institutionen wie das Max-Samuel-Haus auch in Zukunft Studierenden der Geisteswissenschaften ähnliche Möglichkeiten praktischer Erprobung eröffnen.

Kathrin Chlubek

Alles Multikulti oder was?

„Was ist schlimmer als ein Marokkaner mit Messer? Ein Russe mit Messer!“ - Dieser in Israel kursierende Witz sagt einiges über die Probleme in diesem Einwanderungsland aus. Grund genug für das Jugendforum, der „multikulturellen Vielfalt Israels“ das erste Wochenendseminar des Jahres zu widmen, das in Zusammenarbeit mit dem Max-Samuel-Haus organisiert wurde. Am Beispiel etwa der arabischen Einwohner, der äthiopischen Juden und der russischen Einwanderungswellen der 90er Jahre sollte u.a. untersucht werden, wie Immigranten im Lande akzeptiert und integriert werden. Wie ein roter Faden zog sich so natürlich auch die aktuelle Debatte über das (veränderte) Selbstverständnis des Staates durch die Vorträge und Diskussionen.

Um es vorweg zu sagen: Es wurden zwei schöne und interessante Tage, was einerseits den Organisatoren zu verdanken ist, andererseits aber auch dem großen Interesse der Teilnehmer am Thema. Dies ermöglichte eine lebhaft, dabei aber sachliche und ohne ideologische Scheuklappen behinderte Diskussion.

Das begann mit einem Einführungsvortrag von Ygal Avidan, Korrespondent der israelischen Tageszeitung *Maariv*, der mit einer Auswahl aktueller Umfrageergebnisse aus Israel brisante Themen anschnitt, die in den folgenden Beiträgen vertieft wurden. Alice Schwarz-Gardos, Herausgeberin der einzigen deutschsprachigen Tageszeitung Israels, der *Israel Nachrichten*, sprach über den „europäischen Einfluß am Beispiel der Jekkes“ und erinnerte in ihrem mit zahlreichen Anekdoten gewürzten Vortrag an bekannte deutsche und österreichische Juden, die sich in Israel als Juristen, Ärzte oder Publizisten einen Namen machten. Allerdings wurde auch deutlich, daß sich gerade die Jekkes mit der Integration in die israelische Gesellschaft schwer taten, so wie sie umgekehrt auch eine gewisse Enttäuschung darüber empfanden,

daß sich der Staat anders entwickelte, als sie sich das gewünscht hatten.

Kai Seyffahrt, Ingenieur und langjähriges aktives JuFo-Mitglied, referierte über die russische Einwanderung der 90er Jahre. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand die Frage, ob die Aliya aus den GUS-Staaten eine Verschiebung im Kräfteverhältnis bewirkt (hat) oder als Beispiel einer gelungenen Integration gelten darf - davon abgesehen, daß die historische Bedeutung dieser Einwanderungswellen darin liegt, die zionistische Idee noch einmal aktuell gemacht zu haben, als in Israel die Debatte über den Postzionismus längst im Gange war. Zahlreiche Fakten machten dabei klar, daß es große Erfolge bei der Integration von 750.000 Menschen in ein 5-Millionen-Einwohner-Land binnen eines Jahrzehnts gab. Andererseits wurden, z.B. am „Fall Rapaport“, auch Probleme der alteingesessenen Israelis mit den „Russen“ und umgekehrt deutlich. Kai Seyffahrt stellte u.a. die Thesen auf, daß die russische Aliya die ashkenasische Hegemonialkultur nicht stärken würde, weil sie den Einwanderern fremd sei, die Kultur der Immigranten russisch und weniger russisch-jüdisch sei, als Ergebnis des Zusammenwachsens Modernität, Bildung und Entwicklung neuen Schub bekommen und der Gegensatz zur sephardischen „Unterschicht“ weiter verstärkt würde. In der Diskussion kam dann auch zur Sprache, daß Schätzungen, wonach ein Drittel der eingewanderten Russen nichtjüdischer Herkunft ist, den Ausnahmecharakter dieser Einwanderung unterstreichen.

Wie jüdisch ist Israel? Diese Frage stellte denn auch Ygal Avidan, der von der zunehmenden Entfremdung zwischen religiösen und säkularen Israelis berichtete. Die Kluft zwischen den Frommen und Superfrommen und den liberalen Israelis sei in den vergangenen Jahren größer geworden, vor allem die säkularen Bürger seien es leid, Leute zu ali-

mentieren, die säkulare Landsleute als „Nichtjuden“ verunglimpfen, ihre staatsbürgerlichen Pflichten wie den Wehrdienst ablehnen, aber „Staatsknete“ und mithin Steuer-gelder nicht verschmähen.

Gesa Löbbeke referierte über Anerkennungs- und Integrationsprobleme äthiopischer Juden“, ein Sujet, das sie auch zum Thema ihrer Examensarbeit gemacht hatte. Die schwarzen „Kinder Beta Israels“, von denen 1984/85 in der „Operation Moses“ rund 15.000 über den Sudan nach Israel und um 25. Mai 1991 gar 14.300 binnen 36 Stunden in einer spektakulären Aktion nach Israel geflogen wurden („Operation Salomon“), waren vom religiösen Establishment lange ambivalent behandelt und erst 1973 vom Oberrabbinat als Glaubensbrüder anerkannt worden. Die Keessim etwa, ihre Priester, haben bis heute keine Gleichstellung erreicht, und so ringen die Falascha, von denen heute etwa 60.000 in Israel leben, mit dem Rabbinat um die Anerkennung ihrer kulturellen Eigenständigkeit. Wie groß der Graben zwischen diesen Neubürgern und den im Lande geborenen Israelis ist, verdeutlichte der sogenannte Blut-Skandal, der vor zwei Jahren durch eine Indiskretion bekannt wurde: Aus Angst vor Aids hatten die Gesundheitsbehörden jahrelang Blut-spenden äthiopischer Juden weggeschüttet.

Von New York nach Rostock - oder Israel: Das Verhältnis der US-amerikanischen Juden zu Israel und die zahlenmäßig nicht groß ins Gewicht fallenden, dafür aber um so geräuschvollere Einwanderung von US-Juden nach Israel standen im Mittelpunkt der Diskussion mit Andrew Steiman, Kultusbeauftragter des Landesverbandes der jüdischen Gemeinden in Mecklenburg-Vorpommern. In Anlehnung an Henryk Broders „Die Irren von Zion“ kritisierte der Referent vor allem die an sich unbedeutenden Neurotiker, die durch provokantes Auftreten an einem Ort im Scheinwerferlicht der Weltpresse groß rauskommen wollen - und damit auch leider Erfolg haben.

Palästinenser in Israel: Eine Minderheit im jüdisch-demokratischen Staat - das war das Thema von Ibrahim Habib, christlicher Palä-

stinenser aus Galiläa und diplomierter Betriebswirt. Nach einer Einführung in die demographische Struktur des Landes und der Feststellung, daß Araber heute nahezu 20% der israelischen Bevölkerung stellen, erläuterte er seine These, daß Israel so lange keine Demokratie wie etwa die Staaten Westeuropas sei, solange die arabische Minderheit benachteiligt werde. Zwar gälten die staatsbürgerlichen Rechte auch für sie, dennoch werde z.B. der Status mancher arabischer Bürger als „anwesende Abwesende“ (Gesetz von 1950, d.h. als Menschen, die im Krieg von 1948/49 zwar ihre Wohnorte, nicht aber das Land verlassen hatten) genutzt, um arabisches Land zu konfiszieren. Auch habe die Nichteinberufung arabischer Bürger zum Militär, so Ibrahim Habib, zur Folge, daß diese es bei der Jobsuche schwerer hätten. Die anschließende Diskussion drehte sich zum Teil darum, ob die gewagte Kernthese des Referenten der Realität standhalten könnte - daß also die Benachteiligung von Minderheiten Zweifel an der Demokratie an sich zuließen.

Daß nicht alles so heiß gegessen wird, wie es gekocht wird, darauf wies Amnon Noy, Staatswissenschaftler und u.a. Ex-Sozial-attache an der israelischen Botschaft in Bonn, in seinem abschließenden Vortrag hin. Mit heiterer Gelassenheit reduzierte er die angesprochenen Probleme aufs Wesentliche und zog insgesamt ein positive Bilanz: Die israelische Gesellschaft habe viel erreicht, und an der Schwelle zum Jahr 2000 seien die Zukunftsaussichten, nicht zuletzt wegen der Flexibilität der Israelis und ihrer Aufgeschlossenheit allem Modernen gegenüber, durchaus gut.

Ein schöner Abschluß eines guten Seminars, das zudem durch eine engagiert geführte Hauptversammlung und eine fröhliche, vom ausscheidenden Heinz Peter Lemm gesponserte Strandparty in Warnemünde abgerundet wurde. Alles zusammen ließ letztlich auch die mit spartanisch nur unzureichend zu beschreibenden Unterkünfte der Teilnehmer als, wenn auch ärgerliche, Marginalie erscheinen.

Claudio Casula

BELASTUNG und HOFFNUNG

Das im Detail wechselhafte Verhalten zu den Juden in Deutschland ist im Prinzip auf einen Nenner zu bringen: Die JUDENFEINDSCHAFT zieht sich durch die Jahrhunderte - mal kalt, mal heiß, mal lauwarm. Wann aber schlägt der „gewöhnliche“ Antisemitismus um in heißen Haß?

Feindbilder als Projektionen für eigene Konflikte wurden immer gebraucht. Die Juden schienen sich dazu besonders gut zu eignen, lastete auf ihnen doch der Vorwurf des Gottesmordes, der eine religiöse Judenfeindschaft begründete und bis in die Neuzeit wirkte, als die offizielle Kirche zum Holocaust schwieg. Offenbar wurde der Fanatismus immer dann angeheizt, wenn es zu KRISEN DER GESELLSCHAFT kam: durch Naturkatastrophen und Epidemien, durch wirtschaftliche und politische Widersprüche, die zu sozialen und moralischen Verwerfungen führten, zu Verlustängsten und Schuldzuweisungen. Führt diese Linie der Fremdenfeindlichkeit - sieht man ab von Orkan und Pest - nicht bis in unsere Tage?

Was ist zu tun? Zwei wesentliche Komponenten bleiben Aufgabe und Hoffnung:

Erstens SANKTIONEN des Staates, die die ungestrafte Praktizierung von Gewalt verhindern. Haben wir es nicht selbst in Rostock erlebt, daß eine Atmosphäre geschaffen oder geduldet wurde, in der das offenbar immer vorhandene anfällige fremdenfeindliche Potential Grenzen testete und überschritt, eben weil kein Einhalt geboten wurde? Zweitens eine permanente AUFKLÄRUNG, eine Erziehung - besonders der jungen Generation - zur humanen Toleranz. Aber wie kann man Verstand und Seele der anscheinend desillusionierten, entideologisierten Jugend gewinnen, die an Geschichte allgemein und Judentum speziell wenig interessiert scheint? Für die neue Generation liegt die NS-Zeit genauso tief in der Geschichte wie das Kaiserreich. Dennoch sind die Jugendlichen in Deutschland über ihre Eltern und Großeltern mit dem Holocaust verbunden: Sie sind die Enkel der Tätergeneration - wie ihre Altersgenossen in Israel die der Opfer. Ob das aber als

SCHICKSALS-GEMEINSCHAFT zu bezeichnen ist, wie es die Generalkonsulin Myriam Shomradt tat? Auf jeden Fall geht es im Verhältnis beider Nachkommen zur Vergangenheit um ihre Verantwortung für die Zukunft. Erfahrungen der letzten Jahre besagen, daß solche Kontakte zum Judentum/zu Israel die besten Erfolge haben, die der jugendlichen Interessenlage entsprechen: zielgruppen- und themenorientierte Angebote, kleine konkrete Projekte, Verbindungen zu adäquaten Partnern in Israel (wobei allerdings die Anzahl der Schulpartnerschaften durch die geringe Größe des Landes auf Grenzen stößt).

Die Beziehungen zwischen Deutschland und Israel werden durch die geschichtliche Belastung immer eine besondere Qualität haben. Wie frei kann der Blick auf DAS HEUTIGE ISRAEL sein, das einmal die Zufluchtsstätte aus deutscher Todesbedrohung war? Unser Bild kann sich sicher nicht auf die offizielle „Erfolgsstory“ beschränken, es muß die gegenwärtigen tiefen Konflikte aufnehmen, auch die Ängste, wie sie Dr. Yaakov Zur bekannte, der als religiöser Jude zur Gründergeneration gehörte und jetzt eine Dominanz der extremen Orthodoxen oder radikalen Siedler befürchtet.

Der ZIONISMUS war angetreten als eine teilweise rationale, teilweise romantische Idee von Gerechtigkeit, Frieden, Völkerverständigung, Humanismus, als Plan einer vernünftigen Marktwirtschaft mit sozialistischen Gemeinschaftsgedanken. Manche Vorstellung vom „neuen Menschen“ stieß sich hart an der Wirklichkeit. Doch auch die Proklamation von „Freiheit-Gleichheit-Brüderlichkeit“ in der bürgerlichen französischen Revolution, die Vision „Alle Menschen werden Brüder“ der deutschen Klassik oder die kommunistische Idee von der „Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“ - erwiesen sich bisher nicht alle UTOPIEN als unreal? Aber wenn es endlich gelänge, durch Konzessionen von beiden Seiten die für beide Seiten lebensnotwendige friedliche Beziehung zwischen Israelis und Arabern herzustellen - vielleicht könnte es dann gerade das multikulturelle Israel sein, das nicht zuletzt durch die Erfahrungen der Juden einst jene Utopien realisiert - GELOBTES LAND für uns alle?

Internationale Friedhofspflege in Boizenburg

Geblieden von der einst lebendigen Boizenburger Jüdischen Gemeinde ist das Gebäude der ehemaligen Synagoge, ganz in der Nähe des idyllischen Marktplatzes mit Kirche, Rathaus und kleinen Bürgerhäusern: ursprünglich ein Wohnhaus im Fachwerkstil, das sich in der Straßenzeile vergleichsweise prächtig hervorhebt durch die beim Umbau zur Synagoge vorgesetzte Fassade und Hinterfront. Schon vor 1933 verkaufte die Gemeinde ihre Synagoge, weil die meisten Mitglieder abgewandert waren, an die Freimaurerloge „Zu den drei Türmen“. Nach der Enteignung durch die Nazis und der späteren Nutzung des Hauses in der DDR für Kulturzwecke erhielt die Loge ihren Besitz nach 1990 zurück. Eine Hinweistafel auf die Geschichte des Hauses sucht man vergebens.

6. Internationales Jugendworkcamp

Deutlich erkennbar ist die zweite jüdische Spur im öffentlichen Raum: der Friedhof an einer bewaldeten Anhöhe am Rande des Städtchens. Er kam unlängst in die Schlagzeilen durch Gräberschändung. Die Täter waren sehr jung, zum Teil Schüler, die nicht der aktiven Neonazi-Szene angehörten. Eine Boizenburger Schulklasse hatte sich daraufhin der Friedhofspflege angenommen. So war es keine zufällige Entscheidung, das diesjährige - von Wolfgang Weiskirchen geleitete - Jugendworkcamp des Max-Samuel-Hauses gemeinsam mit der Norddeutschen Jugend im internationalen Gemeinschaftsdienst e.V. und dem Landesverband Jüdischer Gemeinden in Mecklenburg-Vorpommern gerade in Boizenburg durchzuführen. Es war bereits das 6. Internationale Camp dieser Art.

Die Aktion wurde von der Stadt Boizenburg bereitwillig unterstützt, u.a. durch die Gewährung der kostenlosen Unterkunft in der gerade sanierten Rudolf-Tarnow-Schule. Boizenburger halfen mit Luftmatratzen aus.

Die Camp-Teilnehmer kamen aus Togo, Algerien, Südkorea, Frankreich, Spanien, Belorußland, England und aus Boizenburg. Jeweils vormittags arbeiteten sie auf dem Friedhof, entfernten das alles überwuchernde Unkraut, säuberten Wege, Grabumrandungen, Steine. Auch zwei der Täter haben zwei Tage still und fleißig mitgearbeitet und dies als eine praktische Entschuldigung für die Gräberschändung betrachtet - ob auch zur tieferen Einsicht genutzt, vermochte niemand mit Sicherheit zu sagen.

Unter den Boizenburger Camp-Teilnehmern war der Schüler David Klose (16), der durch einen Lehrer und eine Ausstellung auf das Judentum aufmerksam gemacht worden war. Die Begegnung mit Jugendlichen aus anderen Ländern hat David gleichfalls sehr interessiert: „Das Angebot, an diesem Camp mit internationalen Studenten teilzunehmen, um unseren Judenfriedhof in einen würdigen Zustand zu bringen, fanden eine Klassenkameradin und ich so toll, daß wir uns gleich angemeldet haben.

Besonders hat mich interessiert, wie alt die Gräber sind und welche Geschichte sie tragen. Laurie Davis, ein Engländer aus London, der selbst Jude ist und hebräisch lesen kann, versuchte die Inschriften zu übersetzen. Das war aber sehr schwer, denn die Grabsteine bestehen aus Sandstein und sind verwittert, da sie teilweise schon über 200 Jahre alt sind“.

Umgangssprache in diesen zwei Wochen war englisch, und zunächst fiel die Verständigung auch wegen der verschiedenen Akzente schwer. Aber schon nach kurzer Zeit ergaben sich internationale Kontakte, die teilweise durchaus über allgemeine Völkerfreundschaft hinausgingen...

Zum Camp-Programm gehörten u.a. Stadtrundgang, Empfang beim amtierenden Bürgermeister Harald Jäschke, Vortrag und Diskussion mit der Lokalhistorikerin Erika Will zur Geschichte der Juden in Boizenburg, Gespräch mit dem Kultusbeauftragten Andrew Steiman, Fahrt nach Hamburg, Besuch der Ausstellung „Juden in Hagenow“ und schließlich ein Einsatz im Max-Samuel-Haus beim Renovieren und Dokumentieren. Letzteres, meint David, „hat mir geholfen, mich ein bißchen besser zu informieren über das Judentum. Insgesamt hat es mir sehr viel Spaß gemacht, und ich kann es nur empfehlen“.

Gedenkwoche in Rostock 9. November 1998 - 60 Jahre Pogromnacht

An die Opfer der Reichspogromnacht des Jahres 38, die Betroffenen in Rostock und Mecklenburg-Vorpommern, an alle Opfer des Holocaust wird in einer Gedenkwoche des Max-Samuel-Hauses erinnert, die gleichzeitig zum vertieften Verständnis der Begriffsinhalte „Juden und Deutsche“, „jüdische Deutsche - deutsche Juden“ sowie „Judentum und Holocaust“, „Juden und Israel“ beitragen soll. Zu diesem Themenbereich hat das Max-Samuel-Haus in Mecklenburg-Vorpommern seit 1990 bereits mehr als 500 Veranstaltungen mit über 17000 Teilnehmern durchgeführt.

Eingeladen zu dieser Gedenkwoche werden Angehörige ehemaliger jüdischer Familien Mecklenburg-Vorpommerns aus aller Welt, zu denen teilweise bereits seit Beginn der 80er Jahre Verbindungen bestehen. Mit Rostocker Bürgern wird es ein stilles Gedenken auf dem Jüdischen Friedhof im Lindenpark und an der Stele für die zerstörte Synagoge in der Augustenstraße geben. Die Gäste werden als Zeitzeugen Fragen von Schulklassen beantworten, ein Schülerprojekt arbeitet an einem Videofilm über diese Begegnungen, Befragungen, Gespräche.

Beteiligt an den Veranstaltungen sind auch Partner des Max-Samuel-Hauses wie die Universität. Als prominenter Gast aus Israel wird Prof. Dr. Zvi Bachrach erwartet, ein ausgewiesener, weltweit anerkannter Holocaust-Forscher von der Universität Bar Ilan in Ramat Gan. Die Jüdische Gemeinde plant ein szenisches Programm, im Volkstheater gibt der Leipziger Synagoralchor ein Konzert, in der Nikolai-Kirche wird ein Psalmenkonzert aufgeführt. Vorgestellt wird der „Wegweiser durch das jüdische Mecklenburg-Vorpommern“, der den jetzigen Forschungsstand zur jüdischen Regionalgeschichte darstellt, deren Erforschung Ende der 70er Jahre in Rostock begonnen hatte.

Bin ich Moses? Oder: Was glauben eigentlich die Juden?

So lautete im September der Titel des ersten Seminars einer Reihe, die der Kultusbeauftragte des Landesverbandes Jüdischer Gemeinden in Mecklenburg-Vorpommern Andrew Steiman zum Verständnis jüdischen Glaubens und jüdischer Lebensform durchführt.

Ringseminar über *DIE JUDEN*

Die meisten der zahlreichen Besucher waren Lehrer, in der Regel ohne nennenswerte Vorkenntnisse, die diese Möglichkeit mit großem Interesse für ihre Weiterbildung nutzen. Das zweite Seminar am 8. Oktober steht unter dem Titel *Leben mit der Mischpoke / Oder: Was ist eine „Ische“?* Der Name des Referenten bürgt für interessante, unterhaltsame Darbietung des Stoffes, und in späteren Seminaren soll es sogar noch lebhafter werden, wenn nämlich das Wissen im Dialog vermittelt wird: Beim Thema *Nicht ganz kosher / Oder: Wie schmeckt „Gefilte Fisch“?* wird eine Köchin aus der Jüdischen Gemeinde eine koschere Mahlzeit zubereiten. Ein Rabbiner wird erscheinen zum Seminar *Am Freitag aß der Rabbi nichts / Oder: Wie lebt ein „jüdischer Pfarrer“?* Die Frage *Der ewige Jude / Oder: Warum eine Minderheit verachtet wird* soll gemeinsam mit einem christlichen Theologen erörtert werden.

Weitere Themen sind u.a. die traditionellen jüdischen Feiertage und Gebete sowie gegenwärtige Konstellationen in Israel, Perspektiven des Miteinanders unterschiedlicher Kulturen. Insgesamt werden es sieben Seminare sein, die jeweils einmal im Monat bis zum März 1999 im Max-Samuel-Haus stattfinden.